

(Nachdruck verboten.)

40]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Dem Vanderillero wurde es zu bunt, und er ging weg, indem er die Sennora Angustias ihrem Unwillen überließ, der bei ihr dieselbe Zungenfertigkeit im Gefolge hatte, wie zu jener Zeit, da sie noch in der Tabakfabrik arbeitete. Er nahm sich vor, sich nicht wieder in der Wohnung seines Maestros sehen zu lassen.

Auf der Straße begegnete er Gallardo, der übelgelaunt schien, aber beim Anblick seines Vanderilleros sich vergnügt und sicher stellte, als ob häuslicher Verdruß ihm nichts anhaben könnte.

„Zu Haus bei Dir stehen die Dinge schlecht, Juanito. Ich komme nicht wieder, und wenn man mich hinschleppen wollte. Deine Mutter hat mich in einer Weise ausgeschimpft, als wär' ich der gemeinste Rump von der Welt. Deine Frau weint in einem fort und sieht mich an, als trüge ich Schuld an allem. Ein andermal, Freund, tu mir den Gefallen, nicht an mich zu denken, und suche Dir einen anderen Begleiter aus, wenn Du mit Weibern ausgeht.“

Gallardo lächelte verlegen. Es sei nicht von Bedeutung und alles würde bald vorübergehen. Er habe schon schwerere Stürme zu bestehen gehabt. „Was Du zu tun hast, ist, wieder bei mir vorzusprechen. Wenn viele Leute da sind, geht kein Lärm los.“

„Ich?“ rief der Racionaal, „nun hör aber mal . . . Werde Du erst anders.“

Nach diesen Worten hielt der Stierfechter jedes weitere Drängen für vergeblich. Er brachte einen großen Teil des Tages außer dem Hause zu, fern vom Schelten und Jammern der Frauen, und wenn er heimkam, geschah es unter Bedeckung, indem er sich von seinem Verwalter und anderen Freunden begleiten ließ.

Der Sattler war ebenfalls eine große Stütze für Gallardo. Dieser fühlte jetzt zum ersten Male eine Zuneigung für seinen Schwager und hielt ihn für einen verständigen, klugen, eines besseren Schicksals würdigen Mann. Er war es, der in der Abwesenheit des Stierfechters die Frauen zu besänftigen übernahm, die seinige einbegriffen, und schließlich von ihnen wie von ermüdeten Furien abließ.

„Naht sehen,“ sagte er, „um was handelt es sich eigentlich? Um eine Rinderei ohne Belang. Ein jeder lebt, wie es sein Stand erfordert, und Juanito ist eine Berühmtheit und braucht notwendig den Umgang mit Leuten von Rang. Daß diese Dame nach dem Landhaus gegangen ist, was ist schließlich daran? . . . Gute Freundschaft muß gepflegt werden, dann kann man nachher um Gefälligkeiten bitten und seiner Familie aushelfen. Böses ist dabei nicht vorgekommen. Alles, was da geschwätzt wird, ist pure Verleumdung. Der Racionaal war dabei, ein charaktervoller und solider Mann . . . ich kenne ihn wohl.“

Er lobte den Vanderillero zum ersten Mal in seinem Leben. Da er den ganzen Tag im Hause Gallardos zubrachte, war diesem sein Beistand von großem Wert. Er brachte es fertig, die Frauen zu entwaffnen, indem er sie mit seinem unauhörlichen Geschwätz ermüdete. Der Stierfechter hielt mit seinem Dank nicht zurück. Seinen Sattlerladen hatte Antonio aufgegeben, weil die Geschäfte schlecht gingen, und er wartete auf eine Anstellung bei seinem Schwager. Inzwischen nahm der Stierfechter den ganzen Unterhalt der Familie auf sich, und schließlich bat er ihn und seine Schwester, bei ihm ins Haus einzuziehen. Carmen würde auf diese Weise weniger Langeweile empfinden und nicht so allein sein.

Eines Tages erhielt der Racionaal von der Frau seines Maestros Nachricht, er möge zu ihr kommen. Seine eigene Frau überbrachte ihm das Geheiß.

„Ich habe sie diesen Morgen angetroffen; sie kam eben aus der Kirche von San Gil. Die Arme hat Augen, als weinte sie den ganzen Tag. Also geh' mal hin. Es ist ein Kreuz mit den Männern!“

Carmen empfing den Vanderillero im Schreibzimmer Gallardos. Dort würden sie allein sein und brauchten nicht

zu fürchten, daß die Sennora Angustias mit ihrem gewohnten Ungestim hereinfuhr, oder die Verschwägerten, die sich mit ihrer ganzen Nachkommenschaft im Hause eingenistet hatten und sich in alles einmischten, ihren Senf auch jetzt wieder dazu geben wollten. Gallardo war im Klub in der Tierpeßstraße. Er mied seine Wohnung, und um einer Begegnung mit seiner Frau auszuweichen, ah er oft auswärts und ging mit Freunden nach der Critanna-Gartenwirtschaft.

Der Racionaal hatte sich auf einem Diban niedergelassen und blickte, den Hut in den Händen drehend, auf den Boden, da er der Frau seines Maestros nicht in die Augen sehen wollte. Wie abgemagert war sie! Ihre Augen waren gerötet und von tiefen dunklen Ringen umgeben. Die braunen Wangen und der Nasenrücken hatten durch das Reiben mit dem Taschentuch einen rötlichen Glanz angenommen.

„Sebastian, Ihr werdet mir die reine Wahrheit sagen. Ihr seid brav, Ihr seid Juans bester Freund. Was Mütterchen Euch lekt hin sagte, daran ist ihr Charakter schuld. Ihr wißt, wie gut sie im Grunde ist. Ein heftiges Aufwallen und dann weiter nichts. Nehmt es ihr nicht übel.“

Der Vanderillero stimmte kopfnickend zu und wartete auf die Frage. Was wünschte Frau Carmen zu wissen? . . .

„Das Ihr mir sagt, was in La Rinconada passiert ist, was Ihr gesehen habt und was Ihr vermutet.“

Der gute Racionaal mit welchem edlem Stolz erhob er sein Haupt, höchst erfreut, ein gutes Werk tun zu können, indem er dieser Unglücklichen Trost brachte! . . . Gesehen? Er hatte nichts Böses gesehen.

„Ich schwöre es Euch bei meinem Vater; ich schwöre es Euch . . . bei meinen Ideen.“

Und furchtlos stützte er sich bei seinem Schwur auf das heilige Zeugnis seiner Ideen; denn in Wirklichkeit hatte er nichts gesehen, und in stolzem Vertrauen auf seinen Scharfblick und seine Weisheit glaubte er folgern zu dürfen, daß nichts Böses habe vorgefallen können.

„Ich bin der Ansicht, daß sie nichts anderes als Freunde sind. . . . Ob aber vorher etwas passiert ist, das weiß ich allerdings nicht. Die Leute schwatzen herum . . . reden, erfinden so viele Lügen. Achten Sie nicht darauf, Frau Carmen, seien Sie guter Dinge und leben Sie wieder auf, denn ich hab' Euch die Wahrheit gesagt.“

Sie bestand auf ihren Fragen. Was war eigentlich im Landhause vorgegangen? . . . Das Landhaus war ihr Eigentum, und dieser Umstand erregte ihren Unwillen ganz besonders, da sie neben der ehelichen Untreue etwas erblickte, das ihr wie eine Entheiligung des Heims, eine persönliche Beleidigung vorkam.

„Ihr haltet mich wohl für dumm, Sebastian, aber ich sehe alles genau. Seitdem Juan anfing, ein Auge auf jene Sennora . . . oder was sie sonst sein mag, zu werfen, erriet ich seine Gedanken. Am selben Tag, da er ihr einen Stier widmete und mit jenem Brillantring nach Hause kam, war mir klar, was zwischen den Beiden vorging, und ich spürte Lust, den Ring zu nehmen und mit Füßen zu treten . . . Nachher habe ich alles genau erfahren, alles! Es gibt immer niedrige Naturen, die sich dazu verstehen, die Dinge zu hinterbringen, da das geachteten Leuten nicht wohl ansteht. Zudem haben sich die beiden nicht bemüht, wenigstens den Schein zu wahren, und sind wie Mann und Frau vor den Blicken aller Welt zu Pferde überall hingegangen, wie Zigeuner, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen. Als wir auf dem Landgute waren, erhielt ich Kenntnis von allem, was Juan tat, und später ebenfalls in San Ducar.“

Der Racionaal hielt es für nötig, hier einzuspringen, da er sah, wie Carmen bei diesen Erinnerungen die Fassung verlor und wieder zu weinen anfing.

„Und Sie glauben an diese Lügen, unglückliches Geschöpf? Sehen Sie nicht ein, daß es Auslagen von Leuten sind, die Ihnen übel wollen? Neid und Mißgunst, weiter nichts.“

„Nein, ich kenne Juan. Glaubt Ihr, dies sei das erste Mal? . . . Es liegt in seiner Natur, und er kann nicht anders sein. Verdammter Beruf, der die Männer verrückt zu machen scheint! Zwei Jahre nach unserer Verheiratung hatte er schon eine Liebschaft mit einer hübschen Marktjungfer, einer Fleischverkäuferin. Was ich darunter litt, als ich es erfuhr! Aber kein Wort kam über meine Lippen. Er glaubt

noch, daß ich nichts weiß. Wie viele hat er nachher gehabt! Brettltängerinnen aus Kaffeehäusern, Dirnen, die in öffentlichen Lokalen herumziehen, und sogar von den Verkommenen, die in gewissen Häusern wohnen. . . . Ich weiß nicht, wie viele es gewesen sind, Dutzende! Und ich schwieg, um den Frieden des Hauses zu erhalten. Aber dieses Weib ist nicht wie die anderen. Juan ist wie verrückt hinter ihr her; er hat den Kopf verloren. Ich weiß, er hat tausend Untwürdigkeiten vor ihr begangen, damit sie sich nicht ihres Ranges und Standes erinnere, und, von ihren Beziehungen zu einem Stierfächter beschämt, ihn nicht auf die Straße werfe. . . . Jetzt ist sie abgereist. Wartet Ihr es nicht? Sie ist fort, weil sie sich in Sevilla langweilte. Ich habe Leute, die mir alles berichten. Sie ist weggegangen, ohne sich von Juan zu verabschieden, und als dieser sie besuchen ging, fand er die Tür verschlossen. Und seither läuft er traurig herum wie ein krankes Pferd, und macht seinen Freunden ein Gesicht, wie bei einem Begräbnis. Er trinkt, um sich zu erheitern und, wenn er nach Hause kommt, sieht er ganz geschlagen aus. Nein, er kann sie nicht vergessen. Er war stolz darauf, daß ihn eine Dame ihres Standes bevorzugte, und nun leidet er in seinem Hochmut, weil sie ihn verläßt. Ach, was bin ich seiner überdrüssig! Er ist nicht mehr mein Mann; er ist ein anderer. Wir sprechen uns kaum noch, und wenn wir es tun, ist es, um zu zanken, als ob wir uns nicht kennen. Ich wohne oben allein, und er schläft unten, in einem Zimmer auf den Patio zu. Wir werden nie wieder zusammen sein, ich schwöre es! Früher vergieh ich ihm alles; es waren üble Verwünschungen, Eitelkeit der Stierfächter, die sich den Frauen gegenüber für unwidderstehlich halten. . . . jetzt aber mag ich ihn nicht mehr sehen, er eckelt mich an."

(Fortsetzung folgt.)

## Belgische Städtebilder.

### 1. Brüssel.

Jeder, der Belgien bereist, wird die Klust bemerken, die das alte Blamenvoll von dem heutigen trennt. Man muß sich erst einmal all die häßlichen und tranken Züge aus dem Antlitz des südniederländischen Stammes wegdenken, alle Entartungserscheinungen auf ihre wirtschaftlichen Ursachen zurückführen, um die Zusammenhangslosigkeit dieser modernen Bevölkerung mit ihrer mittelalterlichen Kultur zu erkennen.

Das wird sich vielleicht noch am leichtesten in der Hauptstadt durchführen lassen, die sich noch heute als das „fröhliche“ Brüssel präsentiert, wie G. de Coster sie in seinem „Thyl Uenspiegel“, dem „Roman der blämischen Rasse“, genannt hat.

Der Grundcharakter dieses Volkes ist in seiner Malerei festgelegt. Da haben wir die lebensstarke, übersäumende Sinnlichkeit bei Rubens, der sich im Fleisch seiner Frauenleiber nicht genug tun kann und sich bis zur äußersten Grausamkeit versteigt, im Höllensturz der Verdammten in München etwa oder in der Marter des heiligen Bischofs Liebinus in Brüssel, dem die Junge ausgeschnitten und den Hunden zum Fraß vorgeworfen wird; dann wiederum die saufenden und tobenen Wauern auf der Dorfstrasse im Louvre in Paris, wo er sich mit seinem Landsmann Adriann Brouter berührt. Sinnenfreudige Genußsucht, stete Fröhlichkeit und Dürbheit bis zum Brutalen sagen Rubens und de Coster gemeinsam ihren Landsleuten nach.

Aber die germanisch-urteiliche Wildheit wird doch wiederum gebändigt durch eine beträchtliche Beimischung französischen Blutes. Infolgedessen eignet dieser Rasse ein gewisses Bedürfnis nach formaler Bändigung. Von Jan van Eyck an zu Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage haben sich die belgischen Künstler um die formale Vollendung bemüht, mit besserem Erfolg als ihre deutschen Stammesverwandten. Dieser glücklichen Vermählung von deutscher Schöpferkraft und gallischem Formgefühl ist denn auch die seit fünf Jahrhunderten blühende und noch immer frische blämische Kunst zu verdanken. Aus dieser Vermählung erklärt sich überhaupt — mit gebührender Berücksichtigung der ökonomischen Bedingungen natürlich! — die eigentümlich groß geartete bürgerlich-aristokratische Kultur der südlichen Niederlande.

Belgien hat viel früher einen Großhandel und Geldwirtschaft gehabt als etwa Deutschland. Seine günstige zentrale Lage und sein Anteil an der Nordsee, sein Reichtum an Bodenschätzen ferner und seine ungewöhnliche Fruchtbarkeit ließen schon frühe große und vielvermögende Gemeinwesen entstehen, lockten aber zugleich auch die fürstliche Gahgier der Brabanter und Burgunder Herzöge wie der französischen Könige. Die stete Nötigung, die Freiheit der Städte zu verteidigen, spannte denn auch die Kräfte ihrer Bürger aufs äußerste an. Dadurch wurde die schlaffe Behaglichkeit des untätigen Genießens hintangehalten und ein straffer, kühner und unternehmer Geist, erhaben über den ängstlich-psahlbürgerlichen der deutschen Reichsstädte, herrschte in Gent, in Brügge, in Brüssel, Löwen und Opren.

Die Kultur, die diese Städte vom 13. bis ins 16. Jahrhundert hinein geboren haben, ist vielleicht das einzige, was die Völker des Nordens den Italienern der Renaissance entgegenzuhalten haben. Die französische des späteren Mittelalters hat ihre besten Säfte aus Nordburgund, eben aus diesen flandrischen Städten gezogert. Man weiß, daß sich die französischen Könige im 15. Jahrhundert „enlumineurs“, Bücherillustratoren, von dort kommen ließen, die dann in Paris die Malerei im großen Stil begründet haben.

Es gibt monumentale Zeugnisse für den flämischen Bürgerstolz. Das sind die Rathäuser, die in keinem Land der Erde so umfangreich und hochtragend gebaut worden sind wie hier. Der Brüsseler Marktplatz wird niemand ohne ehrfürchtiges Staunen zum erstenmal betreten. Da steht in der Mitte der südlichen Platzwand ein gotischer Wunderbau aus grauem Stein, der nach oben immer lichter wird bis zu marmorglänzendem Weiß, überragt von einem pyramidenförmigen, feindurchbrochenen Turm von 96 Meter Höhe, von sechs kleineren Türmen flankiert, deren jeder für sich schon eine ganz respektable Konstruktion darstellt. Reizend schlank Fialen umsprießen den Turmfern, als Krönung steht der vergoldete heilige Michael droben, der Wappenheilige von Brüssel.

Diesen gigantischen und doch so reizvollen Bau errichtete das 15. Jahrhundert. Die Kathedrale von St. Gudule auf dem Hügel drüben hatte ihre Fassadentürme nicht ausbauen können, aber am Rathhausturm durfte kein Stein fehlen. Es war unerhört und eigentlich ganz unmittellalterlich, einen Profanbau zu errichten, der alle Kirchen der Stadt, die Bischofskirche selbst, überstrahlte! Und das zu einer Zeit, da die meisten Bürgerhäuser noch aus Holz oder höchstens Fachwerk bestanden, in einer Gegend, die sonst nur mit Ziegeln baute. Es war aber auch die Zeit, da man in Italien und Spanien, wollte man sich gut kleiden, flandrische Tuche trug, da man mit Brüsseler Teppichen die Wände der Festräume beging, mochte es in Lissabon sein oder in London oder in Augsburg. Brüsseler Geschmeide und Brüsseler Waffen waren gleichfalls in ganz Europa geschätzt, von den Spitzen gar nicht zu reden. Damals, um die Mitte des Jahrhunderts, schuf zu Brüssel auch der größte germanische Maler seiner Zeit, Rogier van der Weyden.

Nehtzig Jahre später, als man gegenüber dem Rathaus das Broodhuis baute, war der Höhepunkt des Wohlstandes wie der künstlerischen Schöpferkraft bereits überschritten. „Maison du roi“, wie man das Gebäude im 19. Jahrhundert taufte, ist zu sein ausgeflügelt. Man sieht vor Häusern, d. h. vor Maßwerk, den Wald, nämlich die Mauern, die tragenden Teile, überhaupt nicht mehr. Brüsseler Spitzen! Die Gotik war um 1530 doch schon recht abgestanden. Eine schablonenhafte Uebearbeitung in der Zeit der Restaurierungswut, um 1860, war dem „Broodhuis“ sicherlich auch nicht förderlich. Die Grafen Egmont und Hoorn brachten die Nacht vor ihrer Hinrichtung hier zu, und das Pflaster davor, auf dem sich alltäglich in der guten Jahreszeit ein bunter Teppich von allen Arten von Blumen gefällig ausbreitet, wurde von schwarzergerangem Gerüst herab mit ihrem Blut bespritzt.

Aber nichts erinnert mehr an jene Schreckenstage. Die alten schlichten Bürgerhäuser, die stummen Zeugen der spanischen Gewalttat, sind hundert Jahre später prächtigen, goldstrotzenden Gildenhäusern gewichen. Der niederländische Barock, der pompöse Stil des Antwerpener Peter Paul Rubens, strahlt ringsum von allen vier Platzwänden. Ein richtiges Feiertagsbild, der Platz für das Brüsseler Volk, das jahraus, jahrein seine Feste haben muß. In anderen Städten ziert man wohl einmal ausnahmsweise mit Fahnen oder Teppichen die Häuser — auf dem Brüsseler Markt aber ist der Festschmuck für die Dauer erklärt. Statuen, Wäpfer, Füllungen, Kapitäle glänzen von Gold, dazu die vielen bunten Blumen in den Körben und schwarz-gold-rote Fahnen, soviel man haben will.

Die Fünfte haben ordentlich miteinander gewetteifert, wer das stattlichste Haus bekommen sollte. Nach niederländischer Art sind sie alle mit dem Giebel nach vorn gekehrt. Die Fleischer haben drei weibliche Tugenden draufgestellt, die Brauer daneben den Herzog Karl von Lothringen in Lebensgröße zu Pferde, die Bootsbauer gar haben den ganzen oberen Teil ihres Hauses in ein Schiffsborderteil verwandelt mit allen erforderlichen Schweifungen und Ausbuchtungen. Der Giebel stellt das Verdeck vor.

Das ist das alte Brüssel. Wie selten bekommt man noch einen Platz zu sehen, der ganz unverändert erhalten geblieben wäre, mit Gebäuden aus drei Jahrhunderten, einheitlich und groß und unvergleichlich malerisch zusammengeschlossen, die Zugänge eng und diskret, damit ja die Platzwände nicht zerreißen, und — man hält es nicht für möglich! — noch nicht einmal verbreitert „aus Verkehrsdrücken“!

Oben auf dem Berg ist noch einmal ein Brachplatz, ein Gegenstück aus dem späten 18. Jahrhundert, Place royale, das königliche Brüssel. Hier sind die umschließenden Paläste durchaus einheitlich in Stil und Farbe und streng symmetrisch angeordnet, schlicht verputzt, durch Torbögen miteinander verbunden. Das Mittelgebäude, eine Kirche, die aber in zwei Palastflügel eingeschlossen ist, mit einer ganz einfachen, grünkupfernen Rundkuppel erhöht. Nach der einen Seite führt die Straße auf den Königspark zu, nach der anderen in sanftem Anstieg auf den in seinen Hauptumrisslinien und namentlich in seiner Kuppel wohl gelungenen Riesenbau des Justizpalastes. Ueberall war man auch im 19. Jahrhundert noch nach französischem Vorbild sorgsam auf wir-

lungsvolle Strafenabschlüsse bedacht. Eine Großtat war auch die Verwandlung der alten Wälle in einen Kranz der prächtigsten Promenadenwege, Avenuen mit vielen Reihen hoher, alter Bäume, die das ganze Weichbild der Stadt umziehen.

Um solcher Schönheiten willen sieht man gern über moderne Scheußlichkeiten hinweg, zumal man ja von Deutschland her noch schlimmeres gewohnt ist. Brüssel, „la noble“ (die stolze), findet so leicht nicht ihresgleichen. Dr. Hermann Gieber.

## Zehn Jahre Radium.

Von R. Francé.

In unserer jubiläumssüchtigen Zeit ist der zehnte Jahrestag einer Entdeckung im Begriffe, unbemerkt vorbeizugehen, trotzdem gerade sie, viel mehr als andere hochgepriesene, Aussicht hat, daß ihr Geburtsdatum als Wendepunkt einer, zwei Geisteswelten scheidenden, neuen Zeit gelten wird. Schon jetzt deutet manches darauf, daß wenigstens dort, wo die Wissenschaft die Geistigkeit bestimmt, sehr bald von einem Zeitalter vor der Entdeckung des Radiums und von einem besseren nach dieser Entdeckung gesprochen werden wird.

Radium. Wie modern mutet dieser Begriff an und schon ist er zehn Jahre alt. Im Jahre 1900 entdeckte nach manchen Vorgängern das Ehepaar Curie dieses Element, das in einem tieferen Sinne des Wortes seine Welt zertrümmert.

Schon läßt sich heute eine Geschichte der Radiumwissenschaft schreiben, eine Geschichte von geistigen Revolutionen und wissenschaftlichen Umwälzungen, die nur deshalb noch nicht allgemein als Weltereignis gelten, weil sie, wie die „französische Revolution“, erst in dem Stadium sind, da sie der König noch für eine Prot-revolte hielt, die Wissenschaft aber weiß in Wirklichkeit sehr wohl, daß sie in ihrer eifrigen Welt mit dem Radium auf eine Scholle geraten ist, die sich vom Lande löste und nun unaufhaltsam hinaus-treibt in ferne, unbekannte Meere.

Ich habe die Absicht, hier in großen Umrissen darzustellen, welche Wandlungen unseres Weltbildes durch das Studium des Radiums bereits eingetreten sind.

Den Gebildeten wird immer wieder erzählt, daß es das Wunderbarste am Radium sei, wie es stets leuchte und Wärme ausstrahle, ohne von seiner Masse zu verlieren, daß es so teuer sei, daß 1 Kilogramm 150 Millionen Mark kosten würde, daß es auf Pflanzen und Tiere eigenartig wirke, in den heilkräftigen Quellen, im Badeschlamm, den die Rheumatiker brauchen, vorhanden sei und da wohl die Rolle des „Brunnengeistes“ spiele, und daß es dreierlei Strahlen und eine „Emanation“ habe; daß es wahrscheinlich diese sei, die das Höhenklima von Arosa so wunder-tätig gestalte. Das alles sind aber Nebensachen. Nicht einmal die so vielbesprochene Umwandlung der Emanation in ein anderes Element, in das Edelgas Helium, hätte das Radium in den Mittelpunkt aller Denkerfragen gerückt, wenn nicht Ramsay und Rutherford, zwei der besten Köpfe des zeitgenössischen Englands, ihre Gedanken daran gesponnen hätten. Als sich aber zu den Experimentatoren auch die Denker gesellten, da wankten die Grund-pfeiler der alten Welt — im vollsten Sinne des Bildes.

Radium ist ein Element und verwandelt sich in Helium. Das ist für einen Chemiker der alten Schule etwa dasselbe wie für meine Mitmenschen, wenn ich in zwei Gestalten erscheinen könnte. Das Radium schleudert Teilchen von sich ab und vermindert da-by sein Atomgewicht. Sein chemischer Bau zerbröckelt, seine Atome zerfallen. Es ist nicht ewig, es hat eine „Lebensdauer“. Sie ist allerdings lang; für Radium hat man die Lebensdauer auf 1760 Jahre berechnet, für andere radioaktive Substanzen, wie das Thorium, auf mehr als 14 Milliarden Jahre. Das alles sind Dinge, die nach der herrschenden Anschauung vom Bau der Materie nicht möglich sind. Ein Atom, der kleinste Teil jeder Substanz, ist, wie schon der Name andeutet, unteilbar; es ist auch un-vergänglich. Radium und seine Verwandten überzeugten uns vom Gegenteil. Heute wissen wir: Es gibt keine Atome und keine unwandelbaren Elemente. Das Uranium, ein schweres, grau-schwarzes Metall der Erdrinde, zerfällt; es wird zu Radium, zu Helium, Polonium, Aktinium; es endet wahrscheinlich als Blei. Das Thorium, das in allen Gaskühllichtern glüht, zerfällt, wie es scheint, zu Bismut, zu dem rötlich-weißen Aschbleimetall, aus dem wir Medizinern, weiße Schminke und Porzellanfarben machen. Ramsay behauptet, aus der Kieselsäure, aus reinem Blei, also aus Elementen, Kohlenstoff erzeugt zu haben; das macht den Traum der Alchimisten wahr.

Versteht man nun unsere scheinbar übertriebenen Bilder vom Zusammenbruch einer alten Welt? Die Chemie und die Physik mußten sich ihr Weltbild neu konstruieren. Rutherford, Ostwald und Kernst haben dies mit bewunderungswürdigem Scharfsinn begonnen, dazu mit einer Kühnheit und Kraft der Phantasie, die sie zugleich zu großen Künstlern des Denkens stempelt.

Wenn man ihre Folgerungen hört, ohne die Weise zu kennen, erschrickt man vor der Ungewohntheit, Unfaßlichkeit, vor der scheinbaren Unmöglichkeit solcher Vorstellungen. Das neue Weltbild verlangt von uns, daß wir die Materie, die alt-gegewohnten, „felsfesten“ Dinge als Schein, als Täuschung an-sehen. Die neue Physik sagt uns: Es gibt keine Materie, es gibt nur Energie; es gibt nur eine einzige Energie, und das ist die

Elektrizität. Sie baut das Weltall auf; als Elektron durchheilt sie mit Lichtgeschwindigkeit den Raum; die Elektronen gehen Ver-bindungen ein und wirken dann als Atom; ihre Geschwindigkeit wechselt und nur dadurch täuschen sie Masse vor; in ihnen ver-birgt sich das Geheimnis von Licht, Wärme, mechanischer und wohl auch Geisteskraft. Sie erfüllen den Raum mit einem Reigen von Gesetzmäßigkeiten; als „Uratome“ führen sie alle Schönheit, Bedeutung, Lust und Leid der Welt auch wieder dorthin zurück, woher sie wie eine Welle für den Moment auftauchten, in den Ocean der Urenergie. Im Anfang und am Ende ist nicht der Stoff, sondern die Kraft.

Nüchtern heißt dies Zauberbild, das die neue Physik fest-zuhalten sucht, Elektronentheorie. Noch steht sie mitten im Dampf. Wir wissen erst, daß der alte Materialismus gestürzt ist. Nur das ist sicher. Um das Neue zu ringen ist höchste Lust für die Menschenkinder, die in dem Wirbel der Unbegreiflichkeiten die unbegreifliche Sehnsucht haben: als Teil das Ganze zu be-greifen.

Und all diese Wandlungen und Großtaten des Menschen-geistes gingen hervor aus dem sanften Glimmen des Zehntel-gramms „Radiumchlorid“, das vor zehn Jahren zum erstenmal in dem kleinen Pariser Laboratorium sich in einem erstaunten Menschenauge spiegelte. Wer sich das klar zur Empfindung bringen kann, den umwittert etwas von den Zauberwirkungen einer höchsten dichterischen Leistung, geschaffen von der Wirklich-keit im Drama der Menschheit.

## Kleines Feuilleton.

Achtjährige Schriftsteller. Otto Anthes, nach Gurlitt „der einzige vernünftige deutsche Oberlehrer“, hat sich vor ein paar Jahren in einer tapferen und klugen Schrift mit viel Temperament gegen die elende Methode der in unseren Schulen üblichen Aufsatz-schreiberei gewandt. Er nannte die geistlose, trockene, schulmeister-lich-pedantische Schabloniererei, die da ihr Unwesen treibt, einen „papiernen Drachen“, der fruchtbares Kinderland verwüste, einen er „die eingeborene und in die Schule mitgebrachte lebendige Kraft der Bildlichkeit und Anschaulichkeit systematisch ertötet und an deren Stelle eine kraft- und lastlose unsinnige Redeweise setzt“. Anthes vertritt den unzweifelhaft richtigen Standpunkt, daß die in weitesten Volkskreisen wahrzunehmende Armut und Unper-sönlichkeit im schriftlichen (wie mündlichen) Gedankenausdruck zurückzuführen ist auf den in den Schulen geübten Unfug, nicht den Trieb und die Fähigkeit des Kindes zu selbständigem schriftlichen Produzieren und eigenkräftigem Gestalten tätig sein zu lassen, sondern ihm die Ansichten, Urteile und Gedankengänge des Lehrers aufzuzwingen, so daß es in ein Schema gepreßt wird und seine eigenen sprachbildnerischen Fähigkeiten verkümmern. Das Kind erlebt nichts, reproduziert nichts Eigenes, schafft und gestaltet nicht von Innen heraus, sondern wird in eine fertige fremde Form gezwungen, vom Lehrer nach einer Schablone zurechtgestutzt und zum geistigen Wiederkäuen abgerichtet. Es sagt und schreibt nicht das, was es sagen möchte, was es weiß und fühlt und denkt, an Urteilen, Meinungen und Ideen in sich trägt und erzeugt, sondern das, was der Lehrer ihm vorlegt und vordenkt, mit ihm durch-genommen und durcgepaukt hat.

Neben Anthes haben auch andere Schulreformer die Gängel-bandführung des Aufsachunterrichts entsetzlich beurteilt, besonders die Bremer Pädagogen Ulbricht und Scharrelmann. Hauptsächlich die Anregungen des letzteren haben eine Wiener Pädagogin ver-anlaßt, 8-8½jährige Kinder der 3. Volksschulklasse aus freier Hand heraus kleine Aufsätze schreiben zu lassen. Da gab es kein Vorbereiten und kein Anpöten fremden Stoffes, keinen geist-losen Mechanismus und kein ödes Papageientum. Alles war eigenes Produkt. „Die Kinder wurden in eine Plauderei ver-widelt: Was möchtest du am liebsten können? Wohin reisen? Was würdest du machen, wenn du der Lehrer wärest? Unversehens wurde die Plauderei abgebrochen und das Kind angewiesen, die Antwort niederzuschreiben, kurz und bündig, ohne Rücksicht auf Orthographie, Grammatik und Stil. Und siehe da! Sie schrieben mit Lust, mit wahrer Mut. Und nicht ein Hauch von Affektion, keine Spur von Absichtlichkeit, kein Schweiß. Wir erhielten geradezu Urbilder der kindlichen Psyche, Momentphotographien, deren Wert über das Pädagogische weit hinausreicht.“

Aus der Sammlung der 155 Aufsätze, die bereits in 2. Auf-lage vorliegt\*), seien einige Proben hier wiedergegeben:

Was ich am liebsten werden möchte.  
Ich möchte am liebsten Malerin werden und sehr viel Sprachen lernen. Ich möchte auch Mineralien sammeln u. Münzen, ich habe schon einige. Ich möchte auch noch sehr viel Musik spielen. Wenn ich Sprachen lerne hat es nur den Grund, das es sehr lustig ist. Mama möchte ich auch werden; ich würde die schwachen Kinder zuhause lernen lassen, die starren in der Schule. Wenn ich Malerin werde, so werde ich es nur um schöne Bilder zu malen,

\*) Der Schulaufsatz unserer Achtjährigen. 155 Originalaufsätze. Aus dem 6. Jahresbericht des Mädchen-lyceums von Frau Dr. Eugenie Schwarzwald. Mit einem Geleitwort von Dr. Rob. Scheu. 2. vermehrte Auflage Verlag von G. Heller u. Co., Wien I.

Münzen habe ich nur gesammelt, weil ich sie meinen Kindern lasse. Musik, weil es so schön ist. Als Mama möchte ich sehr nachsichtig sein. Warum das nicht ihr schon.

Wie ich reisen möchte. Mit einer goldenen Eierschale möchte ich gern reisen. Natürlich muß die oberste Spitze abgebrochen sein u. die Schale groß u. stark. 66 Störche müßten die Schale ziehen. Da wären 33 Störche vorn u. 33 hinten. Und einen Zauberstab nehme ich mit u. zaubre alles was ich will her. Die Störche müssen den Weg wissen u. wenn ich will müssen sie fliegen. Kurz u. gut sie müssen machen was ich will. Und wenn sie nicht folgen, zaubre ich Frösche her, daß sie ein wenig fressen. Wenn es regnet, zaubre ich meine Störche in die Schale u. auch ein Dach. Nur ein Lüchelchen ist nicht gedeckt. Ja, reisen ist schön.

Wetter nach meinem Geschmack. Das Aprilwetter ist am lustigsten, da kommt bald die Frau Sonne, bald Herr Regen. Und wenn Herr Sturm dann kommt ist es am schönsten. Da fliegen den Leuten die Hüte vom Kopf, den Herrn wirbelt der Rauch der Zigarren um den Kopf. Und die Kinder lachen so viel, daß Mama schimpft und sagt, sie sollen schon ruhig sein.

Da macht jemand bei schönem Wetter einen Ausflug — putzsch — kommt Herr April und regnet die Leute anständig durch. Ja, so ist's halt im lustigen Aprilwetter!

Das gebuldige Papier. O sei doch barmherzig mit mir. Schau wie ich zerdrückt bin und das Eitelohr tut mir so weh. Ach da wird gleich ein Tintenflask auf mir sein — jetzt ist er schon drauf — jetzt radierst du wieder, ach jetzt hat mein Leib ein Loch das tut mir so weh. Und jetzt machst du wieder einen Fehler in deiner Aufgabe: in „Name“ gehört doch kein „h“! Und wir du ausdrückst, du willst mich gewiß ermorden. Ach jetzt bin ich schon tot.

Durcheinander im Briefkasten. 1. Brief: „Ach wie sad ist es in dem Kasten.“ 2. Brief: „Ich weiß etwas, jeder Brief liest seinen Anfang oder sein Ende vor.“ Alle Briefe: „Ja, ja, o wie schön, beginnen wir.“

Wenn Sie mir meinen Ruff nicht bis Morgen schiden, werde ich andere Wege einschlagen. — Herzliche Grüße vom Semmering. — Herr ferreerte Gnädige! — 3. Brief: „Das war eine Köchin.“ — Bitte wann soll ich wieder zur Probe kommen? — Bitte mir fünfzig Heller Bonbons zu schiden! — Grüße von unserer schönen Rodelpartie am Semmering. — I brauch bias murrigen a Fuarr Pen. — 4. Brief (lachend): „Das war ein Bauer.“ — Liebe Großmama! Ich gratuliere dir herzlich zum Namenstage. — Bitte morgen meine Schuhe anzumessen. — Wie schön war es gestern am Anninger. —

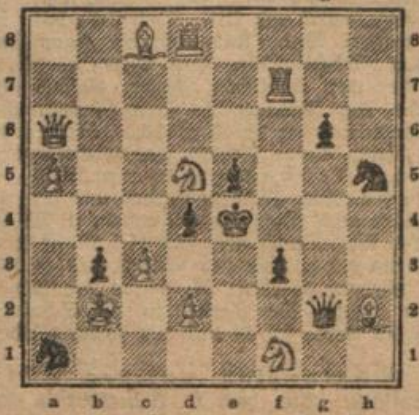
Briefkasten: „Der Briefträger kommt, Adjo, ich habe mich sehr gut unterhalten. Adjo.“

Die Hauptschwierigkeit bei allen Versuchen, das Kind für freie Selbsttätigkeit im Aufsatze zu gewinnen, ist das mangelnde Vertrauen in die eigene Fähigkeit und Kraft. Sobald geschulmeister, genörgelt, mit roter Tinte torrigiert wird, ist nichts Eigenes und Freies mehr zu wollen. Jeder rote Strich ist ein Messerstich, jede Korrektur ein Schlag auf den Kopf. Darum hat man auch den kleinen Schrifsteller in Wien von vornherein die Zusicherung gegeben, daß von Orthographie und Interpunktion keine Notiz genommen werden würde. Das hat die Stimmung wunderbar erhöht und die Schleusen der Mitteilbarkeit und Phantasie angeweit geöffnet.

Würden die Kinder durch einen Erlebens- und Erfahrungsunterricht in den glücklichen Stand versetzt sein, das, was ihnen heute mühsam eingetrichtert wird, selbst zu erwerben und zu erobern, dann würden sie noch mehr aus ihrem Innern zu spenden haben. Wie köstlich und freudig würden dann erst die klaren Brunnlein fließen!

### Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.  
a b c d e f g h



Taberner 2 ♣

Schachnachrichten. Unsere Berichte vom 9. und 28. April über die Verschmelzung des Schachklubs „Steinig“ mit dem Berliner Arbeiter-Schachklub können wir heute mit der Nachricht abschließen, daß dieses Werk endlich doch gelungen ist: der Uebergang mit samt dem Spielmaterial wurde von der Mitgliederversammlung des „Steinig“ einstimmig beschlossen. Damit ist eine 12. Abteilung des allgemeinen Berliner Arbeiter-Schachklubs begründet, sie tagt unter dem Namen „Kigdorf II“ in der Hermannstr. 120 bei Weiße an Donnerstagen.

Die Unterhandlungen wegen eventueller Gründung eines internationalen Arbeiter-Schachbundes, von denen wir bereits berichteten, haben zu Korrespondenzen mit englischen Arbeiter-Schachfreisen geführt. Der Bund soll danach zunächst internationale Arbeiter-Schachturniere für die Vorkämpfer der einzelnen Klubs ins Leben rufen. Die hieraus gesammelten Turniersfonds sollen nicht, wie in bürgerlichen Kreisen, zu hohen Geldpreisen für die ersten Sieger verwendet werden; weil bei diesem System minder bemittelte starke Spieler, für die das Risiko der Reise- und Aufenthaltskosten im Falle eines Mißerfolges unerträglich ist, ungerechterweise nicht konkurrieren können. In den geplanten internationalen Arbeiter-Schachturnieren sollen vielmehr die Preise nur in Ehren Diplomen bestehen, während die Turniersfonds hauptsächlich dazu dienen sollen, sämtlichen Turnierteilnehmern wenigstens die notwendigen Kosten zu ersetzen. Nach vorhergehenden Lokaltournieren hätten die einzelnen, dem Bunde angehörenden Klubs ihre stärksten Vorkämpfer zu bestimmen und zwar etwa je einen pro 200 Mitglieder. (Kleinere Klubs könnten sich zu diesem Zwecke unter einander verbinden.) Die Turniere sollen möglichst alle zwei Jahre stattfinden.

Nachstehend der Vollständigkeit halber noch eine schottische Partie des Wettkampfes Spielmann-Rieses.

7. Partie (Schottisch). 18. Mai, Rieses Weiß: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, e×d4; 4. S×d4, Sf6; 5. Sc3, Lb4; 6. S×c6, b×c6; 7. Ld3, d5; 8. e×d5, o×d5; (Sd5!) 9. 0-0, 0-0; 10. Lg5, c6 (L×c6 nebst Dd6 zu erwägen); 11. Se2, Lg4 (Le7; Sd4, Db8 kam in Betracht); 12. c3, Le7; 13. Da4, Dd7; 14. Sd4, Tac8; 15. Tacl, h6; 16. Lh4, Ld8! (Es drohte S×c6. Weiß hat guten Angriff.) 17. Lg3 (Stärker 17. La6!, Tb8; 18. b4 zc.) 17. .... a5!; 18. Dc2 (Hiermit gibt Weiß den Vorteil aus der Hand, der mit f3! noch zu behaupten war.) 18. .... c5!; 19. Lf5, L×f5; 20. Lf5, Se4; 21. f3, D×f5!; 22. f×e4, Dg6; 23. Tf5, d×e4; 24. D×e4, Le7; 25. L×e7, (T×e7, Lb6) 25. .... T×e7; 26. Te3? (Te5! ergab noch minimale Chancen) 26. .... Te7!; 27. Te5, T×e5; 28. D×g6 (D×e5, Db1 zc.) 28. .... T×e3!; 29. Db6, Te2; 30. D×c5, Td8!; 31. L3, T8d2; 32. Kf1, T×b2; 33. Dc8†, Kh7; 34. Df5†, Kg8; 35. Dc8† Remis durch ewiges Schach auf c3 und f5.

### Französische Partie.

Im Match-Turnier zu München 1909 gespielt. (Der Match gegen Spielmann wurde von Alapin mit 3 1/2 zu 1/2 gewonnen.)

A. Spielmann (Weiß). S. Alapin (Schwarz).

1. e2-e4 e7-e6  
Hiermit nehmen wir die durch den Spielmann-Rieses-Match unterbrochene systematische Erläuterung der so wichtigen „Französischen Eröffnung“ wieder auf. (Siehe 17. April und 7. Mai.)  
2. d2-d4 d7-d5  
3. Lc1-e3  
Dies heißt „Gambit Alapin“ und hat den Zweck, den Zug o7-o5 zu verhindern. Spielmann wendet hier gegen den Gegner dessen eigene Waffen an.  
3. .... d5×e4  
4. Sb1-d2 Sg8-f6!  
Eine dauernde Verteidigung des Gambitbauern ist nur mit Positionsnachteil durch 4. .... f5; 5. f3, o×f3; 6. S×f3 möglich.  
5. c2-c3 Lc8-d7  
6. Dd1-c2?  
Mit 6. g3!, Le6; 7. Lg2 nebst (!) Dc2 wird der Bauer mit annäherndem Ausgleich zurückgewonnen.  
6. .... Ld7-c6  
7. Sg1-e2  
Jetzt würde 7. g3 an 7. .... Sg4; 8. S×e4? (Lg2, f5) 8. .... f5 scheitern.  
7. .... Lf8-e7  
8. g2-g3  
Bei 8. Sg6, 0-0; 9. S×e4, S×8;

10. S×e4, f5; 11. Sc5!, L×c5; 12. d×c5, e5 hat Schwarz das bessere Spiel.  
8. .... Sf6-d5  
9. Lf1-g2  
9. S×e4?, S×e3; 10. f×e3, f5 zc. kostet eine Figur.  
9. .... Sd5×e3  
10. f2×e3 Le7-g5!  
11. Lg2×e4 Lg5×e3  
12. Sd2-c4 Le3-h6  
13. Sc4-a5 Dd8-d7!  
Eine interessante Dedung des Bb7.  
14. Sa5×b7?

Dies kostet eine Figur: Allerdings auch anderweitig behält Weiß nach L×L nebst o7-o6 ohne Ertrag einen Bauer weniger.  
14. .... f7-f5!  
15. d4-d5!  
Sowohl L×c6, D×c6 als 15. Sc5, L×e4 kosten die Figur sofort.  
15. .... Lc6×d5.  
16. Ta1-d1 f5×e4  
17. c3-c4 Dd7-c6  
18. Sb7-a5 Dc6-c5  
19. Dc2-c3 0-0!  
Es droht Df2†.  
20. Sc2-d4 e6-e5  
Aufgegeben, weil auf 21. o×d5!, D×c3; 22. b×c3, e×d4 Weiß ohne Ertrag im Rinderbeiß einer Figur bleibt.

Briefkasten. Lösung des heutigen Problems: 1. Tf7-h7! Ein sehr weitgehender Zug, dessen Hauptzweck in 1. .... Sg3; 2. Th4† besteht.